

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Didier van Cauwelaert
Auf Seelenspitzen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich bin heute Morgen um sieben gestorben. Der Radiowecker zeigt acht Uhr achtundzwanzig an, und bisher hat es noch niemand bemerkt. Mein Daumen liegt zwischen den Seiten des Romans, über dem ich gestern Abend eingeschlafen bin.

Anfangs dachte ich natürlich, es wäre nur ein Albtraum und der Wetterbericht von Radio-Savoyen würde mich wie jeden Morgen um neun in die Normalität zurückrufen. Aber das seltsam erstarrte Traumbild – mein bewegungsloser, nicht mehr atmender Körper, den ich von außen sah, in Großaufnahme, steil unter mir – ließ Zweifel an dieser Hypothese aufkommen. Noch ungläubig, aber auch schon in mein Schicksal ergeben, ließ ich die vergangene Nacht Revue passieren und forschte nach Angst, Schmerz, einem Bruch, aber da war nur ein Gefühl von Kontinuität, ich stieß auf keinen Anhaltspunkt.

Fabienne hatte wie jeden Morgen um halb sieben die Eisengitter hochgezogen, um die Handwerker schon mit Material versorgen zu können. Kurz darauf hatte sie die Tür zum Hof geöffnet und gerufen: «Jacques, hast du mal die Bestellnummer der Stadtgas-Brenner für Monsieur Rumilloz?»

Der letzte Gedanke, den ich *von innen* formulierte, das Gesicht ins Kopfkissen vergraben, war: «Bitte noch nicht... am besten, ich stelle mich tot.» Mit Erfolg. Für einen so einfachen Satz, der weder ein Entschluss war noch ein Wunsch, scheint die Wirkung eher übertrieben, aber ich wüsste wirklich nicht, woran ich sonst gestorben sein könnte. Mir geht es – Pardon, mir ging es ausgesprochen gut. Laut 36-15 Vivra-«Langes Leben» hatte ich sogar das Zeug zum Hundertjährigen; ich hatte den Minitel-Anbieter im letzten Monat befragt, weil ich die Werbung in Radio Savoyen ganz lustig fand. Man gibt

Alter, Gewicht, Puls, Sternzeichen, Beruf und Hobbys an und erhält seine Lebenserwartung. Vierunddreißig einhalb, dreiundsiebzig, neunundfünfzig, Zwilling, Eisenwarenhändler, Aquarellmalerei: Ich bin auf achtundneunzig Jahre gekommen, mit den herzlichen Glückwünschen der Jury. Was mal wieder beweist...

«Jacques! Monsieur Rumilloz, die Stadtgasbrenner, hast du die Bestellnummer?»

Meine Witwe wiederholte die Frage noch einmal, aber nur, damit Monsieur Rumilloz, einer unserer besten Kunden, glaubt, ich sei schon seit Tagesanbruch im Lager beschäftigt. Sie weiß natürlich ganz genau, dass ich bis neun Uhr schlafe, aber die Eisenwarenhandlung läuft unter meinem Namen, daher hält sie es für angebracht, zumindest den Eindruck zu erwecken, ich sei noch aktiv daran beteiligt.

«Danke, Jacques!», antwortete sie auf mein Schweigen, bevor sie zurückging, um Monsieur Rumilloz die Nummer mitzuteilen, die sie angeblich von mir erhalten hatte.

Näila liegt dicht neben meinem Körper, sie seufzt leise im Schlaf. Die ersten Sonnenstrahlen lassen ihr Haar auf dem blauen Kopfkissen aufglänzen. Beim Anblick unserer beiden nackten, auf der schmalen Liege aneinander geschmiegteten Körper ergreift mich ein ruhiges, mattes Gefühl von Ausweglosigkeit. Ich liege an die Wand gepresst auf dem Rücken, etwas zur Seite gewandt, den rechten Arm auf ihrer Schulter. Der Wohnwagen bewegt sich im Wind, man könnte meinen, ich atme.

Mein Aussichtspunkt – ich zögere noch, den Begriff «Seele» zu verwenden, das erschiene mir ein wenig anmaßend – befindet sich oberhalb des Kühlschranks. Nichts hat sich an meiner Art zu denken geändert, mir ist keinerlei Offenbarung zuteil geworden, keine zusätzliche Fähigkeit, kein neues Wahrnehmungsvermögen. Ich habe meinen Körper verlassen und betrachte ihn nun, als wäre ich ein über ihm aufgehängter Spiegel. Aber davon abgesehen bin ich immer noch ich. Die einzige radikale Änderung betrifft meine Zähne: Seit drei Tagen hatte ich rasende Schmerzen in einem Backenzahn, und heute Morgen sind sie verschwunden. Eine erstaunliche Beobachtung: Das Ende meiner Zahnschmerzen stellt, was die Wirkung auf mei-

nen Geist betrifft, ein bedeutenderes Ereignis dar als mein Tod. Weder der Atem- noch der Herzstillstand haben bei mir besondere Empfindungen hervorgerufen – ich habe es einfach nicht bemerkt. Ich habe geschlafen. Ich habe meinen Tod sozusagen verpasst. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.

Näila dreht sich um und presst ihren Po gegen meine Hüfte. Traurig stelle ich fest, dass ich weder ihre glatte, weiche Haut spüren kann noch die Kälte, die von meinem Körper auf sie ausstrahlen müsste – im Übrigen weiß ich nicht, ob ich schon kalt bin. Diese Art, unterschiedslos «ich» zu sagen, um die dreiundsiebzig Kilo regungslosen Fleisches und die Persönlichkeit zu beschreiben, die daraus entwichen ist, irritiert mich, aber ich kann mich noch nicht von mir trennen, wenn ich von mir spreche. Vielleicht kommt das noch. Wie lange werde ich noch in diesem Zustand verharren? Wird auch mein Bewusstsein sterben müssen? Geht es mir wie dem geköpften Hahn, der noch einige Schritte weiterläuft, bin ich dabei, mich infolge eines Reflexes, einer Illusion zu überleben, bis sich die Nachricht von meinem Tod bis zu allen Nervenzentren im Gehirn herumgesprochen hat? Vielleicht gibt es in einer entlegenen Hirnrindenschicht eine Kontrollstelle, die nichts von dem Ereignis weiß, die der allgemeinen Tendenz widersteht oder sich einfach nicht ergeben will. Eine Art Abschussrampe, von der aus man eiligst meine Intelligenz wie einen Satelliten auf eine Umlaufbahn geschickt hat, damit mir der Anblick der Welt erhalten bleibt – war das wirklich nötig?

Um ganz ehrlich zu sein: Es ist mir wurscht. Das Einzige, was mich am Überleben interessieren könnte, ist die Wiederauferstehung. In meinen Körper zurückkehren, für ein, zwei Tage oder nur für einige Stunden – egal. So lange, dass ich das Unerledigte ordnen und das zu Ende bringen kann, was mir am Herzen liegt. Ein Bild fertig malen, mein Testament ändern, einen Brief an meinen Sohn schreiben, die Erträge aus den Investmentfonds in meine Lebensversicherung einzahlen, die Lichtmaschine in dem unter seiner Plane rostenden Ford Fairlane wechseln und mit meinem Vater eine Pilgertour um den See machen, mich noch einmal an Näilas Körper und der herben Milde eines mit Vin d'Abymes zubereiteten Käsefondues

erfreuen. Reiner Geist sein, das ist nichts für mich. Wenn ich nicht mehr handeln kann, etwas schaffen, mitteilen, teilen, dann kann ich genauso gut verschwinden. Ich bin kein Voyeur.

Auf dem Quarzwecker folgen die Ziffern einander, im Takt von Nailas Atem, in den alle zehn Minuten das Brummen des Kühlschranks einstimmt. Die Zeit vergeht für mich anscheinend wie zu meinen Lebzeiten, aber das Verrinnen der Sekunden bedeutet nichts mehr, führt mich nirgendwohin. Mir ist unbehaglich zumute. Ich habe schon versucht zu beten, um meine Seele der Zuständigen – mit großem Z – Stelle anzuempfehlen, aber ich fühlte mich bald wie ein übersehener Gast, der die Aufmerksamkeit des Kellners auf sich zu lenken versucht, und habe es dann aufgegeben, um mich nicht zu blamieren. Gott (falls Er existiert – bislang fehlt mir jede diesbezügliche Information), Gott, ist mir unbehaglich zumute! Und ich habe das Gefühl, das ist erst der Anfang.

Ich habe mehrmals versucht, in mich zurückzukehren. Ich sammelte Kräfte, von denen ich weder Wirkung noch Gebrauch kenne, noch weiß, ob es sie überhaupt gibt; ich versuchte, mich zu konzentrieren, um mir wieder Zutritt zu mir zu verschaffen, mich in meinen Körper zu zwingen wie in einen zu kleinen Schuh. Es war grotesk. Ich drückte und drückte, suchte einen Angriffswinkel, einen Ansatzpunkt, aber es half alles nichts, ich blieb draußen. Das Einzige, was ich zu erreichen vermochte, war eine Reihe von Gurgelgeräuschen in meinem Magen – auch das wahrscheinlich nur eine von meinem Willen völlig unabhängige chemische Reaktion.

Inzwischen ist mir der Wunsch vergangen, wieder mit meiner ehemaligen Gestalt eins zu werden. Eine Art Instinkt, vielleicht nur die Rechtfertigung für mein Scheitern, lässt mich befürchten, dass ich – wenn es mir denn gelänge, in meine Hülle zurückzukriechen – in ihr gefangen bliebe, bis sie zu Staub zerfiele. Dann ziehe ich doch das immaterielle Unbehagen oberhalb des Kühlschranks einem biologisch vorgegebenen Verwesungsprozess vor. Angesichts einer möglichen Wiederauferstehung aus der Asche – wer weiß, vielleicht sind das nur erste Vorbereitungen, die Einführung in eine neue, mir noch völlig unbekanntes Seinsform – halte ich lieber ein wenig Abstand.

Um Viertel vor acht habe ich mich ins Unvermeidliche gefügt: Ich habe meinen Tod akzeptiert. Es war übrigens nicht eigentlich eine Niederlage. Meine Bemühungen, als ungelernter Unfallhelfer, als telepathischer Krankenpfleger mein Herz wieder in Gang zu setzen, Atmung und Blutkreislauf zu reaktivieren, erschienen mir jämmerlich, erbärmlich. Aus der Distanz sogar lächerlich. Ich musste wirklich lächeln. Wie soll ich es ausdrücken? Die Tatsache, dass ich mich wieder beruhigt und meinen posthumen Zustand anerkannt hatte, ließ den Mikrokosmos meines Wohnwagens, meine Staffeleien, meine Farben, meine Pinsel und den schlafenden Körper meines Modells lechter werden, freundlicher und – so schien mir – beifälliger: daher das Gefühl eines Lächelns, so wie jemand sagt: «Das Leben meint es gut mit dir.» Indem ich meinen Widerstand aufgab, kehrte ich gewissermaßen in den großen Zusammenhang aller Dinge zurück, und die Natur freute sich. Das alles ist natürlich sehr subjektiv, aber in meiner Lage tut man, was man kann.

Nun unterwerfe ich mich also schon seit fünfundvierzig Minuten dem Diktat der grünen Ziffern, die über die Anzeige des Weckers laufen, und warte. Ich warte auf die Fortsetzung. Ich warte darauf, dass Naila aufwacht und mich entdeckt. Dann bin ich für jemanden gestorben. Ihr Blick, ihre Ungläubigkeit, ihre Bestürzung, ihr Kummer werden meinen Tod in der Wirklichkeit verankern. Mein Leben wird abgeschlossen sein. Ich werde ihr Verstorbener sein, dann der meiner Familie; mein Gedächtnis wird um ihre Trauer bereichert, ich werde mich – sofern mein Denken dann noch funktioniert – in einer neuen Dimension wieder finden, die aus den Empfindungen, den Tränen, der Liebe und den Hassgefühlen entsteht, die mein plötzlicher Verlust hervorrufen wird. Ich werde nicht mehr allein sein.

Bis dahin treibe ich, gewiegt vom regelmäßigen, sanften Atem Nailas, noch immer oberhalb des Kühlschranks, als wäre ich mit unsichtbaren Leinen an meinem Körper vertäut. Aber ich möchte noch einmal darauf hinweisen, falls mich doch ein Lebender hören können sollte: Das ist die einzige nennenswerte Änderung. Seit meine Zweifel, meine Rebellion und meine Angst vor dem Unbekannten nachgelassen haben, fühle ich mich wie immer. Ich bin lediglich der Möglichkeit beraubt,

mit meinem Denken Einfluss auf meine Muskeln auszuüben, und verspüre eine Entspanntheit und eine vage Leere, die mir nicht neu sind. Ich war schon zu Lebzeiten wenig handfest.

Die unbestimmte Angst, die meinen Frieden nun stört, gilt Naila. Zum ersten Mal ist sie bereit gewesen, die Nacht in meinem Wohnwagen zu verbringen, unter den Fenstern meiner Frau. Ich flehe sie an, aufzuwachen, die Flucht zu ergreifen, bevor sie in meinen Tod verwickelt wird; ich möchte ihr unbedingt den Skandal ersparen. Fabienne weiß über uns Bescheid, zumindest ahnt sie etwas, und es ist ihr egal, glaube ich, aber Nailas Eltern sind strenggläubige Moslems, sie würden ihr nie verzeihen. Alles in unserer Liebe war immer so schwebend leicht – warum nun dieser schreckliche Absturz? Ich stelle mir schon die Verdächtigungen vor, die Verhöre durch die Polizei, den Tratsch, die helle Freude der Rassisten, die schrägen Blicke in der Kleinstadt... Wach auf, Liebes, bitte, geh... Ich möchte so gern als Lebender in deinem Gedächtnis bleiben, in unserer Liebe, die nur uns etwas angeht. Verlass diesen Wohnwagen, vielleicht nimmst du mich ja mit – zu dir; vielleicht werde ich ein Teil deiner Erinnerungen, ich weiß nicht... Wach auf!

Sie hört nichts. Ich kann sie nicht mehr berühren, und ich habe auch keinen Zugang zu ihren Träumen. Das Gefühl des Ausgeschlossenenseins, das mich befällt, ist grenzenlos.

Ich erinnere mich an all die Theorien, all die Glaubenssätze, mit denen man uns im Leben in den Ohren liegt. Mehr als dreißig Jahre habe ich in der Überzeugung gelebt, dass es nach dem Tod noch etwas geben wird, aber es gibt nichts. Ich meine, nichts weiter. Es gibt mich. Das einzige etwas merkwürdige Phänomen, das mir seit sieben Uhr zwei – ich habe beschlossen, den genauen Zeitpunkt meines Todes mit dem Moment gleichzusetzen, in dem ich die Ziffern des Quarzweckers zum ersten Mal aus der Höhe des Kühlschranks sah – zu schaffen macht, betrifft mein Gedächtnis. Es gleicht nun einer Art Atmung, wechselnden Gezeiten, die mir, ohne dass ich etwas dagegen tun könnte, längst Vergessenes zutragen, unbedeutende oder vage unangenehme Ereignisse, von deren Erinnerung mich die Zeit befreit hatte. Es gefällt mir nicht besonders, und ich beginne zu bereuen, dass ich nicht ein barockes Leben geführt habe, voller

Abenteuer, aufregend, exotisch... Wenn ich meinen Tod damit verbringen muss, all den spießigen Kleinkram wieder zu sehen, aus dem mein Leben bestanden hat, dann weiß ich jetzt schon, wie ich mich langweilen werde. Das also wäre das Paradies, die Hölle? Allein mit sich und dem, was man getan hat, daran gekettet für alle Ewigkeit? In diesem Fall frage ich mich, ob nicht der genießerische Betrüger, der gewissenlose Einbrecher, der straflos davongekommene Sadist, der seinen Spaß gehabt hat, mehr um ihr Schicksal zu beneiden sind als der brave Mann, der nie vom Pfad der Tugend abgewichen ist, weil er nicht mit seinem Gewissen in Konflikt geraten wollte.

Ich betrachte den Körper, aus dem ich ohne jede Vorwarnung vertrieben worden bin: diesen langen Typ mit dem weißen Hintern, der da an der Wohnwagenwand ausgestreckt liegt, ein wenig mager, ein wenig schlaff, noch unverbraucht, den Daumen zwischen Seite 24 und Seite 25 eines Romans von Lamartine. Was bleibt von mir auf Erden zurück? Wozu war mein Leben gut? Ich habe bis zum Überdruß kindliche Illusionen genährt, denen ich immer treu geblieben bin, ich habe mit meinem Pinsel immer dasselbe Frauenideal, immer dieselbe innere Ruhe gesucht, habe Leinwände bekleckst, um mich vor dem Alltag abzuschirmen, habe meinen Sohn heranwachsen und meinen Vater altern sehen und versucht, meine Enttäuschung vor ihnen zu verbergen; ich habe den Lac du Bourget geliebt, die Bücher von Alexandre Dumas, den Duft der Zypressen im Regen, Burgunder, Fondue, Verdi-Opern und die Lieder von Brassens, die Eclairs im Café, die Stille des Schnees und die Umrisse, die aus dem ersten Farbtupfer auf einer neuen Leinwand entstehen und noch alle Möglichkeiten offen lassen. Ich habe das Leben geliebt, ohne jeden Augenblick auskosten zu müssen, ich habe in meinem stillgelegten Wohnwagen die ganze Welt bereist, und wenn ich auch nicht besonders weit gekommen bin, so ist mir unterwegs auch nichts entgangen. Ich habe verhältnismäßig glücklich gelebt, und ich sterbe, wie man sich vom Essen erhebt, mit einem Dank an den Koch. Wozu am Menü herumäkeln, das man doch selbst ausgesucht hat, wozu gegen die Rechnung protestieren, einen Preisnachlass verlangen? Wären mir zehn Jahre mehr zugestanden worden, so hätte ich gern verlängert,

aber es ist nicht wirklich nötig. Auch die Zeit wird meine Klecksereien nicht in Meisterwerke verwandeln, und alles andere habe ich abgehakt.

Wenn mich die Menschen, die mir nahe stehen, noch brauchen, wäre es natürlich anders. Aber mein Sohn mag mich nicht, mein Vater schmolzt mit mir, und meine Frau bemerkt mich nicht mehr. Lucien wirft mir vor, dass ich ihn mit meiner Albernheit vor seinen Mitschülern und seiner Lehrerin blamiere, Papa nimmt mir übel, dass ich kein Kind mehr bin, und für Fabienne läuft die Eisenwarenhandlung auch ohne mich, ich bin lediglich der Erbe des Gebäudes. Und Naila, Naila verkauft Reisen im Reisebüro Havas: Ich war nur ein Zwischenstopp, andere Kunden, die nicht so gebunden sind wie ich, werden in ihren Katalogen blättern.

Ich will nicht behaupten, dass mein Tod gerechtfertigt sei, aber letzten Endes gibt mein Leben keine zwingenden Gründe für eine Verlängerung her. Falls ich eine Lücke hinterlasse, so wird sie sich schließen. Mein Tod wird aus mir etwas Besonderes machen, auf das mein Sohn endlich stolz sein kann, Papa wird – inmitten meiner Kinderfotos – noch ein wenig mehr in der Vergangenheit leben, und Fabienne wird keine Zeit verlieren und den völlig verunkrauteten Hof, in dem mein Wohnwagen thront, zubetonieren, um das Lager zu vergrößern. Ohne mich wird alles gut. Das ist vielleicht das Einzige, worauf ich mir etwas einbilden kann, wenn ich mich vor der Zuständigen Stelle einfinde; und sollte ich mit leeren Händen erscheinen, so sind sie wenigstens sauber, denke ich.

Voilà. Meine Gewissenserforschung ist nun wohl abgeschlossen. Falls es das ist, was Du vor Deinem Erscheinen noch abwarten wolltest. Ich bin bereit. Du darfst Dich zeigen. Während die Quarzminuten über die Anzeige wandern, rede ich mir ein, dass etwas geschehen wird, dass man mich aufrufen wird wie einen Patienten im Wartezimmer.

Ich frage mich, wer mir öffnen wird, als Freiwilliger oder zu meinem Empfang abgestellt. Ein Schutzengel, ein Richter, meine Mutter, die ich nie kennen gelernt, meine Großeltern, die ich so vermisst habe, eine Lichtgestalt, die aus einem Tunnel tritt, wie in den Berichten mancher Unfallopfer, die mit heiterer

Heilsgewissheit im Blick aus dem Koma erwachen und sich nach dem Tod zurücksehnen, der sie noch nicht haben wollte? Ein Seelen-Fährmann auf dem Fluss des Vergessens? Ein Inspektor, der meine Buchführung unter die Lupe nimmt? Ein geflügelter Pflichtverteidiger, der meine Sache gegen einen bocksfüßigen Staatsanwalt vertreten soll?

Ich weiß nicht recht – und um die Zeit totzuschlagen, prüfe ich mein Leben.

Die beiden Präservative, die noch von meiner letzten Erden-
nacht zeugen und nun lächerlich aussehen in dem zerknüllten
Papiertaschentuch, sind gegen den Fuß der Staffelei gerollt, auf
dem Nailas Porträt trocknet – ich werde es nicht beenden.

Ich hieß Jacques Lormeau, Avenue des Thermes 64 in Aix-les-Bains, Savoyen, ich war fast fünfunddreißig, und man behauptete, ich sähe nicht danach aus. Ich sah überhaupt nach nichts Besonderem aus. In der Familie Lormeau wird der Beruf des Eisenwarenhändlers seit fünfeinhalb Generationen vom Vater an den Sohn weitergegeben – mich hatte die Berufung übersprungen: Die Kundschaft war mir lästig, die Zahlen sagten mir nichts, und das Werkzeug fiel mir aus den Händen. Zum Glück meines Vaters, der mich geduldig, wenn auch ohne große Zuversicht zu bessern versucht hatte, begegnete ich Fabienne.

Anfangs, nachdem uns Papa das Geschäft überlassen hatte, wahrte sie aus Rücksicht auf ihn noch den Schein und teilte mir Aufgaben zu. Sie trat seine Nachfolge an. Sie stand hinter der Ladentheke und rief mich. «Jacques, komm her und erklär Madame Beaufort, dass es die Wäscheleine nur in Zwanzig-Meter-Rollen gibt, wir verkaufen keine kleinen Mengen.» Aber da mir Madame Beaufort – unter Zuhilfenahme genauer Maße – bewies, dass sie allerhöchstens sechs Meter fünfzig brauchte, und ich um des lieben Friedens willen hinging und das Gewünschte für sie abschnitt, wurde ich von meiner Frau rasch in der Hierarchie herabgestuft. Mit Genugtuung kletterte ich die Leiter wieder hinunter, die ich auf Drängen meines Vaters erklommen hatte. Vom Kundenberater sank ich zum Kassierer herab, vom Hilfskassiererposten wurde ich in die Sanitärabteilung strafversetzt, dort erwischte man mich mit den *Drei Musketieren* in der Badewanne und versteckte mich dann taktvoll zwischen den Kleiseisenteilen in der dritten Etage. Hier zählte ich die Schrauben entsprechend den Bestellungen ab, die mir Fabienne durch die Gegensprechanlage zurief – deren Stecker ich in den